Die Diamanten des Sultans.

(7. Fortsetzung.)

Ebith achtete wenig auf ihre Umgebung; ihr lag zuviel daran, die Französin nicht aus den Augen zu verlieren, nachdem sie ihre erste so weite Strecke gefolgt war. Sie sah ihre Ausdauer endlich auch belohnt. Die schöne Jägerin betrat eines der nächsten Häuser, und ohne einen Moment zu zögern, schlüpfte Ebith in den dunklen Hausflur nach. Hier blieb sie lauschend stehen. Deutlich vernahm sie, wie die Artillerie in den zweiten Stock hinaufstieg, und einmal an eine Thür klopfte. Wahrscheinlich als Antwort auf eine von drinnen gestellte Frage murmelte sie einige Worte, die der unten Vorhergehenden natürlich unverständlich blieben; ein Kiesel wurde zurückgeschoben und die Thür dann wieder geschlossen.

Ebiths nächste Aufgabe war, sich über das Haus zu orientieren. Auf die Straße zurückkehrend, betrachtete sie es von der gegenüberliegenden Seite, konnte aber wegen der Höhe des Stockwerks und der festgeschlossenen Fensterläden nichts erkennen.

Während sie überlegte, was sie thun sollte, kamen zwei Mädchen des Weges. Sie waren jung und neugierig. Ungewöhnlich stellten sie sich vor Ebith hin und ihr led in Gesicht blühend, fragten sie: „Wie heißt Ihr? Seid Ihr noch nicht lange da? Wohnt Ihr bei den alten Mutter Verette?“

„Nein“, entgegnete Ebith, die Mähe hatte, den provenzalischen Dialekt der Mädchen zu verstehen, „ich lebe nicht hier, kenne auch die Mutter Verette nicht. Aber ich möchte gern wissen, wer da drüben in dem Hause wohnt.“

Ihr Pariser französisch verwunderte die beiden; sie stiegen sich heimlich an und stüßten sich halb laut zu: „Das gibt einen Spaß!“ Augenblicklich witterten sie irgend eine Verheißung und waren nur zu bereit, das ausfindig zu machen.

„In dem Haus wohnen viele“, erwiderte die Ältere, „kennt ein besseres Französisch zu sprechen. Aber wenn wollt Ihr Auskunft haben? So kenne sie alle. Da ist im Parier der Barbier Josef mit seiner Frau und drei kleinen Kindern. Den meint Ihr doch wohl nicht und ebenso wenig ihren Nießer Ducrot, denn er ist stehendes Jahre alt und Krüppel an der Kirche zum Heiligen Herzen. Im ersten Stock wohnen drei Jungesellen; der eine ist Bettelstrolcher, der zweite Fischer und der dritte Flecker in einem Gasse. Wie sie heißen, weiß ich nicht. Im zweiten Stock — eh, Marie, wohnt sie sich an ihre Gefährtin, der wohnt denn im zweiten Stock?“

Ebith wartete voll Spannung auf die Antwort, allein Marie zeigte sich bedeutend zurückhaltender als ihre Freundin. „Wenn Ihr uns sagen wollt, weshalb Ihr es wissen müßt“, sagte sie zögernd, „so könntet Ihr Euch vielleicht behilflich sein, es zu erfahren.“

„O, das will ich Euch gern anvertrauen“, versetzte Ebith. Es wohnt jemand in dem Hause, der mir nicht fehlt.“

„O, Euer Schatz vielleicht?“ lachten die Mädchen.

„Nun ja, meinestwegen“, sagte Ebith, „Ihr könnt wissen. Aber ich will keinen Skandal machen und nicht unehrenhaft sein und mich erst selbst überzeugen. Er soll hier in diesem Hause mit ihr zusammenkommen. Wenn ich das sicher wüßte, würde ich mich nicht mehr um ihn kümmern und ihn einfach laufen lassen. Ich gehöre nicht zu den Einfältigen, die sich wegen eines treulosen Schatzes zu Tode gramen.“

Marie war durch diese Worte beruhigt. „Ist denn gar kein Mann“, sagte sie, „habt die Erfahrung gemacht. Vorigen Sonntag erlitt — mit dem Philipp. Er hat sich mit dem nem windigen Ledermädel eingelassen, die sich wunder was dünkt, weil sie Veräufserin ist. Sich mit solch einer abzugeben!“

„Muss einen schlechten Geschmack haben, dieser Philipp!“ stimmte Ebith bei. „Doch ich will jetzt gehen. Sagt mir nur noch flink, wer im zweiten Stock drüben wohnt — sollt auch jede zwei Fronten dafür haben.“

„Sie zog das Geld aus der Tasche und reichte es den beiden Mädchen, die es bereitwillig annahmen. „Zu Hause“, berichtete Marie, „im zweiten Stock wohnt Euer Liebster. Er ist erst seit Montag hier. Wahrhaftig! Er hat denn zuletzt mit Eurer Schatz zusammen?“

„Am Samstag.“

„In Lyon“, erwiderte Ebith aufs Geratewohl.

„Wie sieht er aus?“

„Groß und dunkel. Ein schöner Mann mit heller Gesichtsfarbe.“

„O, das ist er!“ riefen beide Mädchen zugleich.

„Wie heißt er?“

„Nicht mir nicht ein!“ erwiderte Ebith mit gutgepielter Beredsamkeit. „Ich werde mich mit ihm nicht einlassen. Wem gehört das Haus?“

„Dem Vater Dubois, dem die meisten Häuser hier herum gehören. Sie fürchtbarer Geizhals! So all, daß man glaubt, er lebt keine Woche mehr und doch so auf's Geld veressen; als wäre er jung und wollte damit sein Leben genießen. Sie hätten nur den Vater hören sollen, als er neulich die arme Frau mit den kranken Kindern auf die Straße setzte, weil sie die Rente nicht zahlen konnte.“

Mitten in ihrem Gespöcher wurde Marie durch das Erscheinen Fräulein Beauvais unterbrochen, die eine kleine Reisetasche in der Hand trug. Ein hochgewachsener Mann, in einen langen Mantel gehüllt, folgte ihr, ebenfalls eine Reisetasche tragend.

Ebith drückte die beiden Mädchen tiefer in den Schatten des Hauses zurück. „Still“, flüsterte sie, „da kommt er! Wir wollen sie beobachten.“

Der Mann schaute misstrauisch die Straße auf und ob, da er aber außer einigen ruhig vor ihrer Thür plaudernden Frauen und den drei Mädchen, die sich wahrscheinlich ihre Liebesgeschichten erzählten, niemand sah, der ihm hätte Verdacht einflößen können, so folgte er seiner Genossin, die ihm ungeduldig zurief: „Wo bleibt Du, Henri? Gil Dich doch!“

„Heißt Euer Schatz Henri?“ fragte Marie leise.

„Ja“, nickte Ebith. „Möchte wissen, wo die Zwei hingehen.“

„Das können wir leicht erfahren. Kommt, wir schleichen ihnen nach“, schlug das jüngere der Mädchen, namens Eugenie, vor.

Ebith war damit einverstanden. Reichlich wie Eidechsen schlüpfen die Drei hinter dem Paare her, das nicht der hellerleuchteten Cannebiere zukam, sondern die Richtung nach dem Hofen einschlug. Dort angelangt, näherten sich die Verfolger einer Gruppe Fischerbarten, die längs des Quai Rivé Neuve vor Anker lagen.

„Meiner Frau, Eugenie!“ flüsterte Marie ihre Freundin zu, die wollen wohl auf eins der Schiffe gehen.“

„Das wird sein!“ lachte die Angebetete. „Wahrscheinlich fürchten sie sich vor Euch“, bemerkte sie zu Ebith. „Wie heißt Ihr denn eigentlich?“

„Lucille“, gab Ebith rasch zur Antwort.

„Wie weiter?“

„Lucille Beauvais.“

„Gütiger Himmel!“ rief Eugenie aus. „So'n hochtrabenden Namen habt Ihr?“

„So kommt doch flink!“ drängte Ebith ungeduldig, „sie werden uns ja entzückeln. Ihr Mädchen seid hier bekannt — Ihr kennt auch hier alle die Schiffe. Wenn sie auf eins derselben gehen und Ihr sagt mir den Namen sowie die Nummer der Barke, so werde ich jeder von Euch einen Louis d'or, Ihr könnt ihn schon jetzt haben, wenn Ihr mich nachher nach Hause begleitet wollt.“

Dubois und seine Beuletierin beobachteten zweifelnd, sich auf einem der Fischerboote einzuschiffen. Deutlich sah Ebith, denn es war ein herrlicher Abend, wie sie, ihre Schritte beschleunigend, einer Stelle schritten, wo abwärts von den übrigen Fischerboote eine abgedeckte Fischerbarke vor etwa vierzig Tonnen lag. Sie war augenscheinlich zum Auslaufen gerüstet; auch erhob sich jetzt die Gestalt eines Mannes, der bisher auf der Gangspille geblieben und nun nach dem sich nähernden Paare ausstapfte. Es wurden einige Worte zwischen den beiden gewechselt, die die Mädchen aber nicht verstehen konnten, und dann half der Fischer den beiden an Bord zu gelangen. Drei andere Männer, die zwischen den Tauen und Segeln aufhüchelten, stießen hierauf lange Stangen ins Wasser um das Schiff aus dem Hafen hinaus zu schieben.

„Nach“, murmelte Ebith voll Erwartung, das Paar könnte ihr entzückeln, sagt mir den Namen des Schiffes.“

„Es wird wohl die Belle Soeur sein“, meinte Eugenie. „Ubrigens — das läßt sich leicht ausfindig machen. Wir brauchen nur um den Hafen herum zum Quai bis Port gehen und dort am Leuchtturm St. Jean warten, bis das Boot fortan. Es werden dann sicher die Segel aufziehen und dann können wir deutlich die Nummer sehen.“

„So laßt uns eilen!“ drängte Ebith. „Ist gar nicht nöthig.“

„So schreit sie denn mit den Mädchen den Leuchtturm zu, der sie erreichen, bevor das Schiff in Sicht kam. Zu ihrer Befriedigung sah Ebith, wie zwei der Fischer die Winde zu drehen begannen und der Topmast sich langsam aufrichtete. Mit klopfendem Herzen beobachtete sie die allmächtige Entfaltung des Segels, auf dem schillernd die Nummer in großer schwarzer Zahlen sichtbar wurde. Zuerst entzifferte sie nur ein M und ein R.

„Da!“ rief Eugenie lebhaft. „Da ist die Nummer! M. R. 107 Marseille Nr. 107 heißt das. O, ist das nicht Jacques Le Bons Barke?“ rief sie ihrer Freundin zu.

„Ja“, nickte diese, „und dort am Bugspriet steht Jacques selbst.“

„Wo aber sind die anderen?“ fragte Ebith, „ich sehe niemand mehr außer den Fischern.“

„O, die sind gewiß unter Deck gegangen“, erwiderte Marie. „Waren den Männern wahrscheinlich im Wein. Das Schiff ist klein und für solche, die nicht darauf arbeiten, ist kein Platz. Uebrigens wollen die auch nicht gesehen werden. Wenn einer von den Hafenbeamten die Barke bemerkt, wird er denken, der Bon ginge auf den Fischfang; wenn er aber eine Frau dort sähe, würde es ihm doch auffallen. Ich's nicht tomsch“, schwatzte sie weiter, „daß man den Jacques des Sultans nennt, obgleich er der schlechteste Mensch in Marseille ist? Sie sagen, wenn er das Meiser zieht, fürchten sich alle vor ihm.“

„Dann können wir wohl vorläufig schlafen gehen?“ bemerkte Ebith mit müdem Lächeln.

„Aber gewiß, liebes Fräulein“, nickte Ebith. „Sie haben sich wirklich die Ruhe verdient.“

So zogen sich alle in ihre Gemächer zurück; nur Ebith blieb im Salon, nachdem er dem Portier unter Aufsicht eines besonderen Tringelbes eingeschickt hatte, ihn sofort zu melden, falls von Paris eine Telephonanfrage erfolge. Und dann machte die Natur ihre Rechte geltend; er schlief einige Stunden auf dem Sopha liegend.

Als er gegen sechs Uhr erwachte, lag er sich sofort an's Telefon. Was er hier erfahren, war erstaunlich genau.

Eine Anzahl Detektivs hatten um drei Uhr Morgens das schwarze Cabriolet umstellt, jedoch nur einen Kellner sowie einige weibliche Dienstmädchen vorgefunden. Beaucaire selbst hatte das Cafe am Abend zuvor verlassen und zwar in Begleitung dreier Türken.

Beaufre's des geheimen Zimmers vermochte das Personal keine Auskunft zu geben. Man wußte nur, daß es ergriffen und hielt es für eine Art Nummernschlüssel; betreten hatte es niemand. Die Beamten ertrugen das Verlesgeschick, das sich an der Falltür befand und entdedten nun zwei Zimmer, von denen das eine so fest verschlossen war, daß es allen Versuchsversuchen widerstand. Das andere schien als Wohnzimmer zu dienen, es wurde erst flüchtig — wahrscheinlich von Hufeisen — durchsucht und seinen Genossen — benutzt worden sein. Nach Ansicht der Polizei hatte man es hier mit einem Verwechslungswinkel zu thun ohne Zweifel enthielt das verschlossene Zimmer eine Niederlage geflohener Güter.

Was Ebith am meisten interessierte, war der Verbleib Beaucaires und der Türken. Auf der Projektur glaubte man, er befände sich noch in Paris, der Türken jedoch hielt es für viel wahrscheinlicher, daß er sich mit seinen Gefährten Marseille zugewandt habe, in der Abicht, dort mit seiner Tochter aufzunehmungstreuen.

Ein Blick in den Fahrplan überzeugte Ebith, daß der erste von Paris fällige Zug um neun Uhr morgens eintraf. Er hatte daher genügend Zeit, Toilette zu machen, zu frühstücken und sich dann an den Bahnhof zu begeben. Dort fand er einen günstigen Beobachtungsposten hinter einer Vorwand von Obst- und Gemüseständen, die eben ausgeladen worden waren.

Der Zug brachte nur wenige Reisende. Ebith musterte sie mit scharfem Blick und richtig, unter den ersten, die ausstiegen, entdeckte er Beaucaire sowie die drei Türken aus der Rue Bordette.

Ein zufriedenes Lächeln glüht über seine Züge. Wer verblüfft wurde der Pariser Kommissar sein, wenn er erfuhr, daß die Beobachtungen, von der Polizei so eifrig gesuchten, durch Weggegangen waren!

Beaucaire sowohl wie seine Gefährten sahen sehr ermüdet, und erholungsbedürftig aus. Sie schritten daher auch wenig auf ihre Umkleung; nur dem am Bahnhof stationierten Polizisten warfen sie einen misstrauischen Blick zu. Doch dieser nahm keine Notiz von ihnen. Beaucaire war in festem Augen ein barmherziger Bürger, und Leute mit dunkler Hautfarbe oder exotischen Aussehen gehörten zu den täglichen Erscheinungen in Marseille.

Ebith wäre den Türken gern gefolgt, wogte es aber nicht aus Furcht, von ihnen erkannt zu werden. Zum Glück bemerkte er in seiner Nähe einen jungen Kofferträger, der ihm für seine Zwecke geeignet schien. Er sagte frei, sich nicht, daß der Türke ihn im Verdacht hatte, räuberische Absichten auf den Inhalt der Kofferstücke zu haben. Dieser Verdacht schwand jedoch, sobald der Kofferträger ihn zu sich wußte, ihn ein Gespräch in die Hand drückte, und mit gedämpfter Stimme sagte: „Schnellen Sie die Hände da drüben? Gehen Sie ihnen nach und forschen Sie aus, inwiefern sie sich begehen.“

Der Kofferträger folgte der Weisung bereitwillig, doch er war auch überzeugt, daß ein Mann, der für eine gefährliche Aufgabe mangig Franken zahlte, schwerlich eine Orange oder

hastem. Meiner Vermuthung nach steht sie mit ihm in Korrespondenz, so daß man möglicherweise durch ihn erfahren wird, wohin sie sich mit ihrem Geliebten begeben hat.“

„Könnten wir nicht ausfindig machen, wo die Fischerbarke hingefahren ist?“ warf Fairholme ein.

„Ich wüßte nicht wie“, entgegnete Ebith.

„Na, in solch einem großen Hafen liegen doch immer kleine Dampfer bereit. Wenn wir einen solchen rekrutieren und den Flüchtlingen nachsehen?“

„Ich fürchte, das wäre verlorenem Liebesmüß. Das Schiff ist bereits auf hoher See. Es kann ein Duzend verschiedene Richtungen einschlagen, kann nach Korsika, Sardinien, Evrosien oder den Balearenischen Inseln segeln. Es wäre ja nicht ausgeschlossen, daß wir sie finden, aber ich halte es für besser, hier zu bleiben und weitere Nachrichten aus Paris abzuwarten.“

„Nun, schließlich müßte doch die Behörde herausfinden, in welchem Hafen das Schiff einläuft.“

„Das scheint mir sehr zweifelhaft“, entgegnete Ebith. „Dabei ist viel zu schlau, um sich fangen zu lassen. Wer weiß, ob die Barke je wieder hier auftauchen wird.“

„Dann können wir wohl vorläufig schlafen gehen?“ bemerkte Ebith mit müdem Lächeln.

„Aber gewiß, liebes Fräulein“, nickte Ebith. „Sie haben sich wirklich die Ruhe verdient.“

So zogen sich alle in ihre Gemächer zurück; nur Ebith blieb im Salon, nachdem er dem Portier unter Aufsicht eines besonderen Tringelbes eingeschickt hatte, ihn sofort zu melden, falls von Paris eine Telephonanfrage erfolge. Und dann machte die Natur ihre Rechte geltend; er schlief einige Stunden auf dem Sopha liegend.

Als er gegen sechs Uhr erwachte, lag er sich sofort an's Telefon. Was er hier erfahren, war erstaunlich genau.

Eine Anzahl Detektivs hatten um drei Uhr Morgens das schwarze Cabriolet umstellt, jedoch nur einen Kellner sowie einige weibliche Dienstmädchen vorgefunden. Beaucaire selbst hatte das Cafe am Abend zuvor verlassen und zwar in Begleitung dreier Türken.

Beaufre's des geheimen Zimmers vermochte das Personal keine Auskunft zu geben. Man wußte nur, daß es ergriffen und hielt es für eine Art Nummernschlüssel; betreten hatte es niemand. Die Beamten ertrugen das Verlesgeschick, das sich an der Falltür befand und entdedten nun zwei Zimmer, von denen das eine so fest verschlossen war, daß es allen Versuchsversuchen widerstand. Das andere schien als Wohnzimmer zu dienen, es wurde erst flüchtig — wahrscheinlich von Hufeisen — durchsucht und seinen Genossen — benutzt worden sein. Nach Ansicht der Polizei hatte man es hier mit einem Verwechslungswinkel zu thun ohne Zweifel enthielt das verschlossene Zimmer eine Niederlage geflohener Güter.

Was Ebith am meisten interessierte, war der Verbleib Beaucaires und der Türken. Auf der Projektur glaubte man, er befände sich noch in Paris, der Türken jedoch hielt es für viel wahrscheinlicher, daß er sich mit seinen Gefährten Marseille zugewandt habe, in der Abicht, dort mit seiner Tochter aufzunehmungstreuen.

Ein Blick in den Fahrplan überzeugte Ebith, daß der erste von Paris fällige Zug um neun Uhr morgens eintraf. Er hatte daher genügend Zeit, Toilette zu machen, zu frühstücken und sich dann an den Bahnhof zu begeben. Dort fand er einen günstigen Beobachtungsposten hinter einer Vorwand von Obst- und Gemüseständen, die eben ausgeladen worden waren.

Der Zug brachte nur wenige Reisende. Ebith musterte sie mit scharfem Blick und richtig, unter den ersten, die ausstiegen, entdeckte er Beaucaire sowie die drei Türken aus der Rue Bordette.

Ein zufriedenes Lächeln glüht über seine Züge. Wer verblüfft wurde der Pariser Kommissar sein, wenn er erfuhr, daß die Beobachtungen, von der Polizei so eifrig gesuchten, durch Weggegangen waren!

Beaucaire sowohl wie seine Gefährten sahen sehr ermüdet, und erholungsbedürftig aus. Sie schritten daher auch wenig auf ihre Umkleung; nur dem am Bahnhof stationierten Polizisten warfen sie einen misstrauischen Blick zu. Doch dieser nahm keine Notiz von ihnen. Beaucaire war in festem Augen ein barmherziger Bürger, und Leute mit dunkler Hautfarbe oder exotischen Aussehen gehörten zu den täglichen Erscheinungen in Marseille.

Ebith wäre den Türken gern gefolgt, wogte es aber nicht aus Furcht, von ihnen erkannt zu werden. Zum Glück bemerkte er in seiner Nähe einen jungen Kofferträger, der ihm für seine Zwecke geeignet schien. Er sagte frei, sich nicht, daß der Türke ihn im Verdacht hatte, räuberische Absichten auf den Inhalt der Kofferstücke zu haben. Dieser Verdacht schwand jedoch, sobald der Kofferträger ihn zu sich wußte, ihn ein Gespräch in die Hand drückte, und mit gedämpfter Stimme sagte: „Schnellen Sie die Hände da drüben? Gehen Sie ihnen nach und forschen Sie aus, inwiefern sie sich begehen.“

Der Kofferträger folgte der Weisung bereitwillig, doch er war auch überzeugt, daß ein Mann, der für eine gefährliche Aufgabe mangig Franken zahlte, schwerlich eine Orange oder

einen Blumtopf stellen würde.

„Nach kaum zwei Minuten fertige er zurück. „Sie sind zusammen fortgefahren“, berichtete er. „Der Franzose hatte den Koffer erst gefragt, wieviel er nähme, sie zu der Belladonna zu fahren.“

„Belladonna ist doch wohl ein Dodel?“ fragte Ebith.

„Ja“, nickte der Kofferträger, „ein kleines Hotel am Quai.“

Mit dieser Auskunft zufrieden, verließ auch Ebith den Bahnhof.

Im Hotel fand er Ebith, Talbot und Fairholme beim Frühstück. Er hatte ihnen kaum seine neueste Entdeckung mitgeteilt, als Sir Fitzjames, der sich am Abend zuvor so früh zurückgezogen hatte, daß er von all den Ereignissen nichts wußte, eintrat.

„Ah, meine Herrschaften“, sagte er scherzend, „ich sehe Sie waren ebenfalls Langschläfer wie ich. Hoffentlich halten Sie eine ungehörte Nachricht! welche Ausrufung sowohl bei Ebith wie den übrigen große Heiterkeit erregte.“

„Selbst!“ flüsterte ein anwesender Franzose seiner Frau zu. „Ich dachte, die Engländer verstanden gar nicht zu lachen!“

Als die kleine Gesellschaft in den gemeinsamen Salon zurückgetreten war, rückte Ebith mit einer wunderlichen Frage heraus.

„Wer von Ihnen, meine Herren“, sagte er, „wäre am geeignetsten, einen Franzosen zu repräsentieren?“

„Das wollen wir gleich unteruchen“, rief Ebith befehlighaft. „Unser Herr Hubert kommt gar nicht in Betracht. Dem steht man auf hundert Schritt den englischen Generalmajor an. Und mein Herr Bräutigam? Auch der taugt nicht dazu. Bei dem heißt's: Jeder soll ein Bräutigam sein! Weib also nur Bräutigam. Hoffentlich verlegt es nicht seine Güter, für einen Franzosen gehalten zu werden.“

„Es müßte schon ein sehr gewichtiger Grund vorliegen, um mich zur Verleugnung meiner Nationalität zu bewegen“, erklärte Talbot, sich zu Ebith wendend.

„Wichtig genug wäre der wohl“, versicherte der Anwalt, „gilt es doch, Beaucaire und die Türken aus nächster Nähe zu überwachern. Ich glaube, lieber Talbot, Ihre Schwester hat recht. Sie sorge sich am besten dazu, schon weil Sie stehende französisch sprechen. Im Interesse unserer Mission müssen Sie sich also bequemen, sich für die nächsten Stunden als Franzose zu fühlen und in die Belladonna überzufahren. Beschaffen Sie sich einen billigen Anzug, hier in Marseille angefertigt, ein paar Schachteln schlechte Zigaretten nebst einem gewöhnlichen Holzofen für Ihre Sachen, und dann können Sie als charmerer Bürgermann die Jüden übergedachte Rolle spielen. Gehen Sie aber ja keine Erkundigungen über Beaucaire ein, sondern überreden Sie ihn nur.“

„Doch die Türken?“ wandte Talbot ein. „Am Ende sind es diejenigen, die damals mit Dubois zu Mohammed kamen, und da konnte ich leicht erkannt werden.“

„Nein, nein“, widersprach Ebith. „Dies ist eine andere Partie. Die Männer, die den Werd in London begangen, sind nicht nach Paris gekommen. Wenn Sie einmischen vorläufig sind, wird niemand Verdacht schöpfen.“

„Haben Sie nicht auch eine Partei für mich?“ fragte Fairholme unternehmungslustig.

„Ja, und zwar eine recht angenehme. Zeigen Sie Ihren Braut und Sir Hubert die Ehrenwürdigkeiten von Marseille. Zur Mittagszeit treffen wir uns dann wieder hier. Talbot hingegen werden wir wohl kaum vor Abend sehen.“

„Diese Arbeit“ war allerdings ganz nach Fairholme's Geschmack. Ebith führte ihn natürlich an dem Schauplatz ihres nächtlichen Abenteuer; sie zeigte ihm die dunkle Gasse, in der sie Dubois und seine Beuletierin getroffen; sowie die Werkstatt in der die Fischerbarke „Belle Soeur“ vor Anker gelegen, bis sie die Flüchtlinge aufgenommen hatte. Aus Furcht durch Zufall den beiden Mädchen zu begegnen, die am Abend vorher ihre Beuletierinnen gewesen waren, hatte sie nicht nur ein anderes Kostüm angelegt, sondern auch einen Schleier vor's Gesicht gehan, so daß sie jetzt nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem „Aind aus dem Volke“ hatte, das seinem treulosen Schatz nachgegangen war.

Als sie den Hafen erreichten, hielt Fairholme plötzlich einen Ruf des Erstaunens aus. „Beim Heu!“ rief er verärgert. „Das nenne ich Glück.“

Er deutete auf eine Anzahl schmuddelhafter, die im oberen Theil des Wasserbeckens vor Anker lagen. Marseille ist ein beliebter Ausgangeort für kleine maritime Expeditionen, für welche die Schiffe hier ausgerüstet werden.

„Was nennst Du Glück“, fragte Ebith.

ohne zögern der „Belle Soeur“ nachzuziehen und sei es bis nach China. Breit wird diese Nachricht sehr angenehm sein.“

„Wir wissen ja aber gar nicht, ob Herr Daubenes hier ist“, wandte Ebith ein.

„Das läßt sich leicht erfahren. Gehen Sie auch weiter nichts zu sagen. Ein Wort von mir und Daubenes stellt mit sein Schiff zur Verfügung. Du weißt gar nicht, was für ein guter Junge er ist.“

„Denfalls eine nützliche Bekanntschaft“, entgegnete Ebith zurückhaltend. „Es ist merkwürdig, wie eifriglich junge Mädchen, wenn sie verlobt sind, auf die männlichen Freunde ihres Bräutigams sein können. Je enthusiastischer der Mann von seinen Kameraden spricht, desto eifriger wird die Frau.“

Fairholme, der keine Ahnung von der Existenz solch weiblicher Schwäche hatte, fuhr eifrig fort, die ausgezeichneten Eigenschaften seines Freundes zu preisen, bis sie in die Nähe der Jacht gelangt waren.

Auf dem Verdeck derselben stand ein Matrose, beschäftigt, ein Tau zusammenzurollen. Bevor Fairholme ihn anrufen konnte, tauchte neben dem Mann eine torpente, in blaue Leinwand gehüllte Gestalt auf, aus deren gutmüthigem Gesicht ein Paar lachende Augen lustig in die Welt hineinblickten.

„Ah, da ist er ja!“ rief der Lord, und dann erhob er seine Stimme zu dem lauten Ruf: „Hallo, Daubenes, Jodel! Talbot!“

Der alte Beaufre blieb verduht stehen, konnte erst zum Himmel empor und ließ hierauf den Blick nach der vergoldeten Statue auf der Kirche Notre Dame de la Garde schweifen.

„Geben“, rief ihm Fairholme zu, „hier bin ich. Braucht sich nicht im Luftballon zu suchen. Kommt mal flink herüber, ich will Euch Ebith und meinem Dutzend vorstellen.“

Ebith's Zweifel in Betreff Daubenes waren rasch zerfallen. Dieser Mann schien keine gefährliche Gestalt zu sein. So behäbig, so gutmüthig, einer von den wenigen, die keinen Menschen etwas Böses wünschen und mit allen auf dem besten Fuße leben.

Die Begrüßung war eine sehr freundschaftliche, und Daubenes gewann rasch Ebith's Gunst, als er ihr berichtete: „Selbst wenn Fairholme Sie mir nicht vorgestellt hätte, würde ich Sie doch sofort erkannt haben.“

„Da wären Sie ja furchtbar glücklich“, lachte Ebith.

„O nein“, widersprach Daubenes, „ein Verdienst meinerseits ist es nicht. Wenn ich nämlich Fairholme besuchte, sah er stets vor Ihrem Bild, und da er mir die Farbe Ihrer Augen, Haare und sogar Ihrer Zähne genau beschreiben hatte, so konnte ich mich nicht tären.“

Ebith sah ihn sehr nett, und so war sie nicht nur überaus liebenswürdig gegen ihn, sondern beschloß auch, ihn zu Tisch einzuladen.

Da Daubenes sich die Ehre erbat, ihr sein Fahrzeug zeigen zu dürfen, so begaben sie sich an Bord der Jacht. Es war ein schmuddel Schiffchen von 20 Tonnen, das zwölf Anker in der Stunde zurücklegen vermochte und noch Anker seines Betrages schon nach Stunden in tiefen Grund abgeworfen hatte. Daubenes hatte sich nirgends Böffler als auf seiner Jacht, mit der er sich behändig auf dem Meere treibt, jedoch die „Belle Soeur“ jedem Seemann bekannt war von den Hebriden bis zum Goltenberg Horn.

Als die kleine Gesellschaft das Schiff besichtigte, schlug Daubenes einen Ausflug vor.

„Sie waren ja wohl noch nie in Marseille, anabiges Fräulein?“ wandte er sich zu Ebith. „Was es, was wir nach dem Gâteau d'Or hinüberfahren — Sie wissen, das Schloß, das durch Alexander Dumas solche Bekanntheit erlangt hat?“

„Es ist weit von hier?“ fragte Ebith.

„O nein, höchstens eine Meile. Monte Christo durchschwamm die Strecke nach seiner Flucht.“

„Fahren wir in Ihrer Jacht hinüber?“

Daubenes lachte hell auf. „Nein, das Kunststück bräuchte ich doch nicht fertig. Der Weg zwischen den Leuchttürmen ist zu schmal für mein Schiff; wir müssen schon ein anderes Fahrzeug benutzen.“

(Fortsetzung folgt.)